



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Buß, J. P.: Crispi und der Gedanke des Größeren Italiens

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Unterordnung selbst aber wird gewährleistet — dies ist nach Lenin ein Zeichen der Eigenheiten der Übergangszeiten vom Kapitalismus zum Sozialismus — durch Anwendung von Zwang, „und in der Weise, daß die Lösung der Diktatur des Proletariats nicht durch die Praxis eines breiartigen Zustandes der proletarischen Macht beschmutzt wird“. (S. 31.) Jeder, der die Arbeitsdisziplin in einem beliebigen Wirtschaftsbetriebe übertritt, ist „vors Gericht zu stellen und erbarmungslos zu bestrafen“. (S. 40.) Wo also unter dem kapitalistischen Regime einfach Entlassung, oft nicht einmal dies, erfolgte, und der Arbeiter sich ohne weiteres nach anderweiter Arbeit umsehen konnte, tritt hier gerichtliche Bestrafung ein.

Wir sind am Ende der Wiedergabe und Kritik der Leninschen Schrift. Ein Grauen überkommt den wirklichen Sozialisten, den Menschen, dem Ziel und Zweck seines politischen Strebens ein glückliches, freies, frohes Menschengeschlecht ist, bei dem Gedanken daran, was der Bolschewismus vernichtet hat, um schließlich doch zu der Erkenntnis zu kommen, daß er an das Vorhandene anknüpfen muß, daß sich ein Paradies nicht aus der Erde stampfen läßt, daß die Revolution wohl politische Ausdrucksformen des Staatsgedankens mit einem Schläge zu ändern vermag, daß aber das Leben innerhalb dieser Form organisch wachsen muß. Daß Lenin praktisch seine Umkehr vollzogen hat, und zwar ganz in der Art von Leuten, die aus Unkenntnis des realen Lebens von einem Extrem zum andern schwanken, daß er eine Diktatur des Proletariats durchgeführt hat, bei der das Proletariat nicht mehr Subjekt, sondern Objekt der Diktatur ist, das hat wohl die Darstellung seiner Reformmaßnahmen zur Genüge bewiesen. Gewiß, sie sollen Übergangsregeln sein. Wie lange aber soll der Übergang dauern? Lenin sagt: zehn und vielleicht noch mehr Jahre. (S. 50.) Diese Zahl ist sicherlich viel zu niedrig gegriffen. Zu dieser Erkenntnis, zu der Erkenntnis also, daß nicht Revolution, sondern nur Evolution auf wirtschaftlichem Gebiete möglich ist, wird Lenin sicherlich noch kommen, falls ihn nicht vorher der Zorn des in seinen Zukunftsträumen betrogenen, in seiner sogenannten Freiheit gefnechteten, verarmten und verwahrlosten Proletariats hinwegfegt.



Crispi und der Gedanke des Größeren Italien

Von Dr. J. P. Busch



eit dem deutsch-französischen Kriege von 1870/71, den Krönungstagen des italienischen Nationalstaates, sind die neuitalienischen Bestrebungen auf dem Balkan, in der Adria, Nordafrika und dem Orient neben den traditionellen irredentistischen Zielen immer unverhüllter zutage getreten. Das Trentino und Triest waren die nationalen Forderungen des neuen Italien, nach der Adria, dem Balkan, Nordafrika und Kleinasien gingen die Wünsche derer, die eine Wiedergeburt des römischen Weltreiches von dem italienischen Nationalismus der Gegenwart erhofften. Gewiß mögen die italienischen Aspirationen auf Welchtitel vom Standpunkt des Nationalitätenprinzips ihre Rechtfertigung haben und einer nicht minder überzeugenden Beweisführung mag es gelingen, ein historisches Recht der Erben des römischen Imperiums auf Erneuerung zu konstruieren. Alle Berufung auf Rechte, die die Geschichte verliehen, ist politisch aber nur dann zwingend und gültig, wenn jenen historischen Inponderabilien kongruente völkische Energien wirksam sind, wenn die fiktive Erbschaft auch durch eigene Kraft erworben werden kann, um sie zu besitzen.

Das amtliche Italien und besonders sein markantester Vertreter seit Cavour, Francesco Crispi, hat denn auch in den letzten Jahrzehnten des neunzehnten und dem folgenden Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts dem neuen italienischen Imperialismus gegenüber in kühler, abwartender Reserve gestanden. Crispi war Politiker genug, um zu erkennen, daß seine ursprünglichen, auf dem Boden der revolutionären Irredenta entstandenen Pläne gegen Österreich-Ungarn unzulänglich waren, weil ihm nicht ein Mittel, das zu ihrer Durchführung notwendig gewesen wäre, zur Disposition stand. In der berühmt gewordenen Unterredung mit Bismarck in Gastein (17. September 1877) hatte Crispi, die Cavour'sche Taktik befolgend, nochmals den ernstlichen Versuch gemacht, mit ausländischer Rückenbedeckung Italien auf Kosten des süditalischen Besitzes der habsburgischen Monarchie zu vergrößern. Nach seinen eigenen Memoiren hatte der russisch-türkische Krieg von 1877/78, der Österreich eine Erweiterung seines Mittelmeerbesitzes zu bringen schien, eine Situation geschaffen, an der Italien nicht uninteressiert bleiben konnte. „Wir Italiener können auf alle Fälle an der Lösung der Orientfrage kein so geringes Interesse nehmen wie Sie. . . . Geschieht es aber, daß Rußland, um sich der Freundschaft Österreichs zu versichern, diesem Bosnien und die Herzegowina anbietet, so kann Italien nicht erlauben, daß Österreich diese Länder besetzt. Sie wissen, im Jahre 1866 blieb Italien ohne Grenzen nach den Ostalpen, und wenn Österreich neue Provinzen erhielt, die es im Adriatischen Meere verhärteten, bliebe unser Land wie in eine Zwangsjacke eingeeengt, und so oft es dem Nachbarreiche gefiele, einer Invasion ausgesetzt.“ Crispi wollte von einer ihm durch Berlin und London garantierten Kompensation in Albanien oder Tunis nichts wissen, er hatte damals lediglich das eine Ziel im Auge, den italienischen Nationalstaat durch die Sicherung seiner Ostgrenzen gegen Österreich auszubauen. Er war in jenen Tagen noch zu sehr Irredentist und als solcher von einer Doktrin beherrscht, die ihm verwehrte, aus den europäischen Ereignissen realpolitischen Gewinn zu ernten.

Crispi hatte vor allem erkannt, daß ein deutsch-italienisches Freundschaftsverhältnis im Interesse der italienischen Nation liege. Er hatte nun erfahren, daß Bismarck nie einem deutsch-italienischen Bundesverhältnis zustimme, das die Spitze gegen Österreich nehme, indem es die Politik der italienischen Irredenta decke. Aus dieser Sachlage hat Crispi die Konsequenz gezogen. Sein ganzes politisches Kämpfen läuft seit dem Jahre 1877 darauf hinaus, den Weg nach Berlin über Wien zu nehmen, mit anderen Worten: um die deutsche Freundschaft zu gewinnen, das irredentistische Ziel der Erlösung des Trentinos und Triests preiszugeben. Das war eine große politische Tat, die erfolgt war auf Grund der restlosen Erkenntnis der Realitäten im politischen Geschehen. Das unterscheidet Crispi von den späteren italienischen Imperialisten, die niemals weder auf das Trentino noch auf Albanien, weder auf die Herrschaft in der Adria noch auf die Festsetzung in Nordafrika Verzicht leisteten. Bis freilich dieser Entschluß Crispis in die Tat umgesetzt werden konnte, bedurfte es noch harter Kämpfe gegen den politischen Doktrinarismus der Irredentisten, die eher noch einige ihrer Provinzen an Frankreich abgetreten hätten, als daß sie sich mit dem österreichischen Erzfeind verbündeten. Dieses italienische Beispiel liefert einen schlagenden Beweis für die maßlose Gefährlichkeit jener politischen Theoretiker, die durch die Anerkennung eines Dogmas die Politik eines Staates auf irgendeine vorgefakte Richtung festlegen wollen, und die durch die grenzenlose Versänglichkeit ihrer primitiven Beweisführungen, wie der bei den jüngsten Theoretikern des italienischen Nationalismus stets wiederkehrenden: daß die Ehre der Nation die Zerstückelung einer anderen erfordere und daß der Krieg eine Lebensnotwendigkeit für die Volksgemeinschaft sei, den gewichtigsten Anteil an der Verheerung der Völker und an der ungeheuren Blutschuld der Gegenwart für sich in Anspruch nehmen können. Cavour und Crispi haben wie Bismarck diese Demagogen des Nationalismus völlig abgelehnt, weil sie nicht eine krankhafte Verengung, sondern eine ethische Vertiefung des Nationalgeistes erstrebten.

Infolge solcher nationalistischer Voreingenommenheiten gelang Crispi erst die offene Annäherung an Deutschland und das ihm verbündete Österreich durch die Zuspitzung des italienisch-französischen Verhältnisses, als Frankreich, ohne die älteren italienischen Ansprüche zu beachten, von Tunis Besitz ergriff. Die akute Wundlung der Volkstimmung gegen Frankreich, das durch keinen noch so lauten italienischen Schmerzensschrei berührt wurde, hatte Crispi ausgenutzt, um den Dreibund abzuschließen, der die nationale Fortentwicklung Italiens für die nächsten Jahre gewährleistete. Zur See hatte England dem italienischen Dreibundsgenossen die unerläßliche Rückendeckung geliehen, um Italien gegen Frankreichs Mittelmeerposition zu stärken.

Unter dem Strom dieser politischen Geschehnisse quoll dennoch ungegeschwächt der alte Haß gegen Österreich. Die Irredentisten hatten überhaupt nur kurze Zeit geschwiegen und ihre Agitation für den Erwerb des Trentinos hatte kaum einen Augenblick stillgestanden. Die Imperialisten als die Verfechter der Idee des römischen Weltreiches gewannen mit dem wachsenden wirtschaftlichen Aufschwung des Landes gerade in Kreisen der italienischen Gesellschaft stark an Boden. Die Schule der Realpolitiker, der Crispi und später vor allen Dingen di San Giuliani angehörte, und die der Hauptsache nach das amtliche Italien bis zum Ausbruch des Weltkrieges repräsentierte, lehnte die irredentistischen Ziele ab, da diese dem Geiste des Dreibundes widersprachen, verfocht aber im übrigen immer die Ansicht, daß Italien nur in der englischen Freundschaft die Krönung der Dreibundspolitik erblicke. Die Abänderungen, die der Dreibundvertrag auf italienische Anträge hin erfuhr, beweisen zur Genüge, daß das amtliche Italien als Ersatz für den Verzicht auf das irredentistische Programm gewillt war, zunächst durch die Fixierung eines kolonialpolitischen Programms mit Zustimmung der Vertragsmächte und Englands, eine imperialistische Bahn zu beschreiten. Mancini, der offen zugestand, daß die zu verwerfende irredentistische Agitation „den Untergang der österreichischen Monarchie“ wolle, begründete in der Kammer als Minister des Äußeren die Notwendigkeit der italienischen Mittelmeer- und Kolonialpolitik mit den Worten: „Vor dreißig Jahren schon, als Italien noch ein schöner Traum war, und mir in Piemont gestattet war, meinen Überzeugungen freien Ausdruck zu verleihen, da lehrte ich von der Kanzel herab, daß Italien nach Erringung seiner Einheit sein ganzes Streben auf Gründung von Kolonien werde richten müssen, daß das Mittelländische Meer für Italien vollständig ein italienischer See werden müsse.“ Die Ausbreitung im Mittelmeer war in den ersten Jahren nach Abschluß des Dreibundvertrages tatsächlich die Sehnsucht der italienischen Machtpolitiker. In diesen Jahren gingen denn auch Massaua, Ertryäa und ein Stück des Somalilandes in italienischen Besitz über, bis die schmachliche Niederlage bei Abua (1896) diesen italienischen Plänen ein Ende bereitete und bis im Jahre 1898 die francoosenfeindliche Politik Italiens wieder auf dem Zustand loyaler Gegenseitigkeit zurückgeführt war.

Der fieberhaften Tätigkeit der Kreise, die unaufhörlich den Haß gegen Österreich schürten, war es gelungen, die italienischen Staatsmänner von der Notwendigkeit eines freundschaftlichen Verhältnisses zur lateinischen Schwesternation zu überzeugen. Seit Crispis Sturz bemühte sich das amtliche Italien, einerseits durch das Festhalten am Dreibunde auf dem Balkan diplomatische Vorteile zu erringen, andererseits aber nicht nur die Freundschaft Englands zu erhalten, sondern auch die Frankreichs zu gewinnen. Rudo Hartmann zieht daraus die gut formulierte Folgerung: „So lange der Gegensatz zwischen den beiden europäischen Mächtegruppen latent war, konnte Italien unzweifelhaft aus ihm friedlichen Vorteil ziehen; als aber durch die aggressive Eintreisungspolitik König Eduards sich die Gegensätze zuspitzten und je mehr die italienischen Regierungen zum Ersatz für frühere Enttäuschungen sich selbst imperialistische Ziele setzten, desto mehr mußte auch Italien in den großen Strudel hineingezogen werden. Als sich die italienische Regierung auf der Konferenz von Algeciras in der Marokko-Krise auf die Seite der Westmächte stellte und sich von ihnen Zusagen für ihre

eigenen Pläne im Mittelmeer geben ließ, konnte kein geistreiches Wort über die Erlaubtheit von „Extratouren“ darüber hinweghelfen, daß sich Italien trotz Festhalten am Dreibund seine politische Bewegungsfreiheit vorbehielt.¹⁾ Die Verständigung der Mittelmeermächte England, Frankreich und Italien war auf der Marokkokonferenz besiegelt worden, Italien hatte sein Ziel erreicht und der Mittelmeergegensatz zu Frankreich war trotz der Erinnerung an die Wegnahme von Tunis bald verwischt. Visconti Venosta, der damalige Leiter der äußeren Politik Italiens, war, um den Ruf nach Neuland und Machterweiterung zu beantworten, mit Frankreich bindende Verpflichtungen eingegangen, die den Italienern als Dank für die Unterstützung der französischen Marokkopolitik den Besitz von Tripolis verbürgten.

Die dem wirtschaftlichen Fortschritt der großen Mächte angepaßten Schlagworte: Weltmacht, Seegeltung, Weltpolitik fanden ausgerechnet bei den Italienern, die kaum eine Vorbedingung dazu erfüllen konnten, den größten Widerhall. Nicht nur die Presse und ein großer Teil der öffentlichen Meinung, sondern auch Intellektuelle, Künstler und Dichter berauschten sich an dem imperialistischen Gedanken, der, in die Tat umgesetzt, das größere Italien schaffen sollte.

Crispi hatte bekanntermaßen die irredentistische Agitation durchaus verworfen, aus praktisch-politischen Erwägungen heraus, da er in dem durch seine Bemühungen zustande gekommenen Dreibund ein Element der Vorbeugung und nicht der Herausforderung verkörpert wissen wollte. Nur so werden uns seine scharfen Worte gegen die Irredentapolitik Italiens ganz verständlich, die sich in seinen „Memoiren“ finden.

So kategorisch Crispi aus rein realpolitischer Erkenntnis die Ansicht verfocht, daß die Irredentisten eine Gefahr für Gegenwart und Zukunft der Nation bildeten, so durchschlagend brach sich dennoch in seinem weitgespannten nationalpolitischen Willen der Gedanke der italienischen Weltmacht Bahn. Scudero belegt dies in einer seiner politischen Publikationen²⁾ mit Crispi's eigenen Worten: „Heute festigt sich Italien und schreitet voran. Hört die Stimmen, die sich in unseren Kolonien erheben; sie jubilieren; Italien! tönt es vom Ufer des Mittelmeeres, und schallt es von den fernsten Ozeanen zurück. Tausende von Kindern unseres und fremden Stammes lernen heute in den verschiedensten Ländern, in den von uns erneuerten Schulen, in unserer Sprache dies weltliche, arbeitsame und friedliche Italien segnen, das die Sklaven befreit und die Glaubensbekenntnisse achtet. Morgen, wenn sie Männer sind, werden sie ebenso viele Werkzeuge unseres nationalen Reichtums sein. Wir müßten also großwahnsinnig oder politisch sehr kurzichtig sein, aber auf diese Art es zu sein, würden uns weder Mazzini noch Victor Emanuel noch Garibaldi noch Cavour gestatten; denn diese haben nie daran gedacht, Italien zur politischen Unfruchtbarkeit zu verdammen. Nur wenn wir uns an ihrer Größe begeistern, können wir erreichen, daß der italienische Bürger wieder den anderen Völkern sein ‚Civis romanus sum‘ entgegenrufen kann.“ Crispi überfieht, wie alle späteren Propheten des italienischen Imperialismus, daß Italien das, was es bisher geworden war, größtenteils der ihm besonders günstigen Mächtegruppierung Europas zu verdanken hatte, daß das italienische Volk und der italienische Staat im Innern noch viel zu unfertig waren, um im großen Welttheater mitzutun.

Hinzu kommt noch der Umstand, daß seit der Wende des Jahrhunderts die italienische Agitation für eine expansive Balkanpolitik an Raum gewann. Eine Festlegung Italiens auf dem Balkan konnte nur an der Ostküste der Adria in Albanien erfolgen. Daher die Bestrebungen, das albanische Gebiet wirtschaftlich und kulturell mit italienischem Einfluß zu durchdringen. Trotz des im Jahre 1897 erzielten Abkommens, das die unverletzliche Autonomie Albaniens verbrieft, ließ die italienische Presse keinen Zweifel darüber, daß man bei sich bietender

¹⁾ Ludo Hartmann, „Hundert Jahre italienische Geschichte.“ S. 198/99.

²⁾ Scudero, „La politica estera d'Italia“, Catania 1912. S. 148.

Gelegenheit durch Annexion albanischer Gebietsteile den „status quo“ auf dem Balkan zu ändern gewillt war. Die Vorherrschaft in der Adria, die Österreichs Großmachtinteressen beschneiden mußte, wurde immer lauter und ohne auf Widerspruch zu stoßen verkündet. Die Regierung spielte mit verdeckten Karten, sie hatte nicht die Stärke, sich zu ihren wahren Absichten offen zu bekennen, so daß man mit Charles Voiseau³⁾ sagen kann, sie habe es verstanden, die Zustimmung der meisten europäischen Kabinette zu ihrer Balkanpolitik zu erzielen. Die Vereinbarung von San Roffore (Oktober 1912), die den Süden Albanien in eine italienische Interessensphäre umwandelte, erweist jedoch zur Evidenz, daß man sich auch im Lager der dreibundfreundlichen Regierung veranlaßt fühlte, an den Gedanken des größeren Italien weitgehendste Konzessionen zu machen.

Das größere Italien war eben eine Utopie, da der italienische Nationalstaat in machtpolitischer Hinsicht zu hilflos war. Schon die ganze irredentistische Bewegung hatte nur äußerliches Gepräge getragen, daß das nationale Band, das die welschtirolische Geschichte mit Sabzburg verknüpfte, noch dadurch an Innerlichkeit gewonnen hatte, daß gerade die italienische Kultur in Österreich eine außerordentlich günstige Aufnahme gefunden hat.

Das Mißverhältnis der imperialistisch-italienischen Forderungen zu ihrer tatsächlichen inneren Berechtigung hat nun um die Wende des Jahrhunderts ständig an Ausdehnung gewonnen, die schließlich so weit um sich griff, daß die Ansprüche der an sich getrennten Bewegungen der Irredenta und des großitalienischen Imperialismus zusammenwuchsen. Die Tätigkeit der neugegründeten irredentistischen Schul- und Turnvereine und die unerhörte Wirksamkeit der nationalistischen Presse, Literatur und Kunst trugen wesentlich dazu bei, den neuen Gedanken des größeren Italien mit der alten irredentistischen Strömung zu verschmelzen, und die Geistesverfassung des italienischen Volkes im Sinne der Einheit beider Bewegungen zu beeinflussen.

Als die praktisch-politische Forderung dieser Strömung entwickelte sich der einheitliche Anspruch der Italiener auf die Herrschaft in der Adria und Albanien einerseits und der Eroberungsplan von Tunisien und Abessinien andererseits. Dieser italienische Imperialismus, der sich nicht einmal auf die Bedürfnisse einer hochentwickelten kapitalistischen Wirtschaft berufen kann, ist rein ideologisches Machttreiben. Er steht in schärfstem Widerspruch zu dem alten Ideal der italienischen Demokratie: dem Recht der Selbstbestimmung der Nationalitäten, dadurch daß er Anspruch auf Istrien und Dalmatien erstrebt, Gebiete mit überwiegender slawischer Mehrheit. Das nationale Prinzip wird mit Haut und Haar preisgegeben und es ist bitterste Ironie, wenn der Russe Russanoff glauben möchte, „Italien habe aus dem Grunde Österreich den Krieg erklärt, weil Österreich nicht gestatten wollte, daß Italien um seiner nationalen Interessen willen die erheblich zahlreichere slawische Bevölkerung des Landes unterdrücke.“

Mit dem Literaturgeschrei nach dem „Größeren Italien“ wurde das italienische Volk unaufhörlich gespeist, und es hat herzlich wenig getan, den scharfen Geschmack dieser Kost auf seine ursächlichen Bestandteile hin zu prüfen. Wohl wurde gerade jetzt wieder in einigen bemerkenswerten Publikationen der Nachweis zu führen versucht, daß die große Masse der Italiener den imperialistischen Gedanken der italienischen Weltmacht, der nicht wie der anderer europäischer Staaten aus einem wirtschaftlichen Expansionsgeist heraus geboren ist, alle Zeit negiert hätte, daß vielmehr bis zum Eintritt in den Weltkrieg der kleinen imperialistischen Minderheit eine starke nichtimperialistische Mehrheit von Italienern gegenübergestanden hätte und daß es den ersteren erst im Verlaufe des österreichisch-italienischen Krieges gelungen sei, mit der Kriegserklärung an Deutschland den Gedanken der italienischen Weltmacht zum beherrschenden Postulat des amtlichen Italiens und der überwiegenden Mehrheit des Volkes zu erheben. Mir scheint diese Hypothese nur bedingt Geltung zu haben. Richtig an ihr ist wohl, daß das offizielle Italien in stark isolierter Lage erst zögernd und dann schrittweise, den theatralischen Heroismus der alten und jungen imperialistischen Ätheten nicht verleugnend, in

³⁾ Ch. Voiseau: „L'équilibre adriatique“, Paris 1901.

der Ideenwelt des modernen Großitalienertums aufgegangen ist. Gesiegt hatte aber die imperialistische Minderheit durch die nahezu resflose Beherrschung der öffentlichen Meinung schon einige Jahre vorher, seit den Tagen des tripolitaniſchen Feldzuges.

Gestützt wird diese Ansicht durch die unverhüllte Art, in der die Minorität ihren wahren Geföhlen Ausdruck verlieh. Ein mir befreundeter deutscher Maler, der lange Jahre in Oberitalien lebte, wurde in einem Gespräch mit einem italienischen Advokaten und Leiter eines Automobilkonsumvereins nach den deutschen Aspirationen auf die Welt Herrschaft befragt. Als er dem Italiener antwortete, daß die Masse des Volkes wie alle klar und ruhig denkenden Politiker in Deutschland nicht an solchen Plänen teil hätte, wurde ihm gesagt, er könne ruhig reinen Wein einschenken. Sie, die Italiener, handelten auch nicht anders als die Deutschen, wenn sie nur könnten.



Schulgemeinden und Schülerräte

Von Professor Dr. Paul Hildebrandt



In der mehr als unglücklichen Zeit, als das Kultusministerium zwischen Konrad Hänisch und Adolf Hoffmann geteilt war und diesem zur Seite der „Spartakuspädagoge“ Gustav Wynecken stand, erblickte einer der am meisten angefeindeten Erlasse „an die Schüler und Schülerinnen der höheren Schulen Preußens“ das Licht der Welt. Ohne irgendwelche Anknüpfung an bereits Dagewesenes „fuhrwertte“ er sozusagen in die Organisation der höheren Lehranstalten hinein und bescherte ihnen Schulgemeinden und Schülerräte, ohne auch nur den Versuch zu machen, diese organisch in den Betrieb einzugliedern.

Es kam dazu, daß die Kollegien bei dieser Gelegenheit in echt Wyneckenſcher Art angerempelt wurden und daß die gesamte Schülerschaft gerade durch den Wortlaut des Erlasses in ein Mißtrauen gegen ihre Erzieher hineingetrieben wurde, das nicht dazu beitragen konnte, ein besseres Verhältnis zwischen den beiden Faktoren anzubahnen. Und sicherlich — das kann man heut offen aussprechen — ist die Anbahnung solchen Verhältnisses auch nicht die Absicht Wyneckens gewesen; er hat entsprechend seiner satfam bekannten Sinnesart vielmehr durch den Erlaß einen Keil auch an den Stellen zwischen Lehrer und Schüler treiben wollen, wo Vertrauen und freudige Gemeinschaft Platz gegriffen hatten. So war die Erregung, die sich der Oberlehrer bemächtigte, als der Erlaß bekannt wurde, durchaus berechtigt. Ein Glück nur, daß Wynecken wenige Wochen darauf schon aus dem Ministerium ausschied und so eine objektive Betrachtung möglich wurde, die sich weniger mit dem beschäftigen muß, was nach Wyneckens Wunsch aus der Verordnung entspringen sollte, als mit dem, was nun die Oberlehrerschaft aus ihm machen wollte. Inzwischen sah sich das Ministerium durch die hochgehenden Wogen der Empörung auch in Elternkreisen gezwungen, für die Schulen, die noch nicht die beiden Einrichtungen übernommen hatten, neue Normen aufzustellen, die viel behutsamer ausfielen. Die öffentliche Meinung, einmal aufgeregt, ist aber nicht so leicht zur Ruhe zu bringen. Die Erlasse über den Religionsunterricht und die Trennung von Kirche und Staat taten das Ihrige dazu, die Vorstellung zu verbreiten, das Ministerium wolle das Unterste zu oberst lehren. Bis in die letzte Zeit hinein dauerten die Proteste und Kundgebungen auch gegen den Schulgemeindeerlaß, die zum Teil nun auch politische Färbung annahmen, da die rechtsstehenden Parteien sich des Stoffes zu bemächtigen begannen. Das rief